



**University of
Zurich**^{UZH}

**Zurich Open Repository and
Archive**

University of Zurich
University Library
Strickhofstrasse 39
CH-8057 Zurich
www.zora.uzh.ch

Year: 2013

Zürich

Schiendorfer, Max

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110217933.645>

Posted at the Zurich Open Repository and Archive, University of Zurich

ZORA URL: <https://doi.org/10.5167/uzh-83873>

Book Section

Published Version

Originally published at:

Schiendorfer, Max (2013). Zürich. In: Schubert, Martin. Schreiborte des Mittelalters. Skriptorien – Werke – Mäzene. Berlin/Boston: De Gruyter, 645-668.

DOI: <https://doi.org/10.1515/9783110217933.645>

Max Schiendorfer

Zürich

Es ist nicht unbedingt auf Anhieb ersichtlich, welche Gründe den Bischof und Barbarossa-Chronisten Otto von Freising im 12. Jahrhundert dazu bewegt haben könnten, ausgerechnet Zürich als *nobilissimum Suevie oppidum* zu preisen. Kolportierte er hiermit lediglich das Eigenlob *nobile Turegum multorum copia rerum*, das die Zürcher laut seinem Zeugnis über ihr Stadttor gemeißelt hatten?¹ Und wären darunter auch, oder gar vornehmlich, kulturelle Leistungen zu verstehen? Eine Disziplin, die später wesentlich zu einer Kulturblüte Zürichs beitragen wird, kann jedenfalls kaum gemeint sein: die Dichtung in der Volkssprache. Eine kleine Kostprobe aus einer Zürcher Handschrift des 12. Jahrhunderts mag dies illustrieren:²

*Tief vurt truobe
Und schöne wîphuore,
sweme dar wirt ze gâch,
den gerûit iz sâ.*

Wer allzu eilfertig zu einer tiefen, trüben Furt oder gar zu schönen Hurenweibern hinstrebt, den wird dies bald bitterlich reuen. – Ein moraltheologischer Mahnfinger, dem eine gewisse Berechtigung zwar nicht abgesprochen sei; aber bis hin zu den Glanzlichtern des Zürcher Minnesangs, zu Rüdiger II. Manesse und Johannes Had-

- 1 Otto von Freising und Rahewin: ‚Die Taten Friedrichs‘ oder richtiger ‚Cronica‘. Hrsg. von Franz-Josef Schmale, übersetzt von Adolf Schmidt. Darmstadt 42000, S. 146f. – Die Formel *multorum* (statt *multarum*) *copia rerum* ist grammatisch inkorrekt. Der Herausgeber vermutet daher, dass „hier eigentlich ein Wortspiel vorliegt und ursprünglich zu lesen war: Nobilis Tu! regum multorum copia rerum = Du Vornehme! Vieler Könige Reichtum!“ (ebd., S. 147, Anm. 76).
- 2 Zürich, Zentralbibliothek, C 58, f. 73v; vgl. die (zwei weitere Strophen umfassende) Edition in: Des Minnesangs Frühling. Unter Benutzung der Ausgaben von Karl Lachmann und Moriz Haupt, Friedrich Vogt und Carl von Kraus bearbeitet von Hugo Moser und Helmut Tervooren. Bd. I: Texte. 38. Auflage. Stuttgart 1988, S. 19.

laub, ist es offenkundig noch ein weiter Weg. Die folgende Übersicht wird sich daher schwerpunktmäßig auf das Jahrhundert zwischen 1250 und 1350 konzentrieren.

Ergänzend ist zu bemerken, dass das Bild, das wir von den literarischen Verhältnissen des mittelalterlichen Zürich gewinnen können, stets lückenhaft bleiben wird. Die Bilderstürmer vom Herbst 1525 haben offenkundig ganze Arbeit geleistet. Ihrem Furor müssen dutzende, vielleicht hunderte von Handschriften zum Opfer gefallen sein. „Besonders hart wurde in Zürich die alte Bibliothek des Großmünsters getroffen, deren Bücher zum größten Teil verbrannt oder zu Spottpreisen verschleudert wurden [...]. Aufgetrennte und zum Teil schon schwer beschädigte Handschriften wurden noch 1538 von einem Zürcher Buchdrucker zu Einbandzwecken aufgekauft.“³ Andererseits gelang es gewiss manchen Besitzern, ihre Bücher noch rechtzeitig aus der Zwinglistadt zu retten. Aber selbst wenn solche Fragmente oder erhaltenen Bände ins Blickfeld der Forschung geraten, bedarf es immer noch recht glücklicher Umstände, um ihre Zürcher Provenienz zu erkennen und stichhaltig begründen zu können. Das Folgende ist daher stets unter diesem gravierenden Vorbehalt aufzunehmen.

1. Umbruch und Aufbruch im 13. Jahrhundert

Das 13. Jahrhundert bedeutete für Zürich eine Wegstrecke des Umbruchs, in deren Verlauf die politische Hierarchie ebenso umstrukturiert wurde wie jene der geistlichen Zentren; das Rechts- oder das Bildungswesen wären weitere zu nennende Bereiche und natürlich auch jener, den man im engeren Sinne als Kulturschaffen zu bezeichnen pflegt. Bei allem Umbruch und Aufschwung ist aber nicht zu vergessen, dass auch das *Turegum* des 13. Jahrhunderts noch allemal ein überschaubares Gebilde von kaum 5000 Einwohnern darstellt.⁴ Und unter diesen sind es nur wenige hundert, die als städtische Elite den Ton diktieren, und zwar in allen genannten Lebensbereichen. Eindrücklich zeigt sich das gerade am Beispiel der

3 Alfons Schönherr: Zürcher Handschriften im „Exil“. In: Neue Zürcher Zeitung, 1. 8. 1965.

4 Vgl. Jürg E. Schneider: Zürich um 1300. Die bauliche Entwicklung. In: *edele vrouwen – schoene man*. Die Manessische Liederhandschrift in Zürich. Ausstellungskatalog Zürich 1991, S. 3–19, hier S. 18.

Familie Manesse, der man in den Quellen auf Schritt und Tritt begegnet, sei's an den Schalthebeln politischer Macht, sei's als Chorherren, Schulmeister, Schatzmeister oder Pröpste des Grossmünsters, sei's als Handelnde, Zeugen, Bürgen und Kreditgeber in Rechts- und Finanzaktionen, sei's schließlich auch als Kunstfreunde und Mäzene.⁵

Kommen wir zunächst zur Machtverschiebung auf lokalpolitischer Ebene. Stichdatum ist diesbezüglich das Jahr 1218, als die Herzöge von Zähringen in der Manneslinie ausstarben. Bis dahin hatte Zürich unter ihrer Reichsvogtei gestanden, die eine nennenswerte Mitsprache seitens der Bürgerschaft oder des lokalen Klerus nicht vorsah. Nun jedoch wollte es die grosspolitische Lage, dass der jugendliche Friedrich II. noch immer um die definitive Etablierung seiner Herrschaft kämpfte und dabei auch auf die Unterstützung der wirtschaftlich aufstrebenden Städte setzte. So traf sich denn seine Interessenlage glücklich mit derjenigen Zürichs. Friedrich übertrug die verwaiste Reichsvogtei keinem anderen Fürstengeschlecht – besonders die Grafen von Kyburg hatten sich darauf seriöse Hoffnungen gemacht⁶ –, sondern unterstellte die Stadt unmittelbar der Krone. Zwar gab es auch weiterhin nominelle Vögte, doch wurden diese nun aus der Zürcher Stadtritterschaft gewählt. Zudem bekam die Reichsstadt das Privileg, eine Anzahl von Abgeordneten zu delegieren, die fortan die Interessen der lokalen Bürgerschaft vertreten sollten. „Schon 1220 tritt erstmals ein Rat der Zürcher Bürgerschaft als politisch eigenständige Kraft auf den Plan, und 1225 wird die Reichsvogtei über Zürich an den Zürcher Bürger und Ritter Hugo Brun verliehen.“⁷ Als einer von dessen frühen Nachfolgern ist 1240 Ritter Rüdiger I. Manesse, der Vater des Liedersammlers, bezeugt.⁸

5 Vgl. Georg von Wyß: Beiträge zur Geschichte der Familie Maneß. In: Neujahrsblatt der Stadtbibliothek in Zürich auf das Jahr 1849, bes. S. 4–13; Martin Lassner und Claudia Brinker: Her Ruedge Maness und seine Familie. In: Katalog 1991 (Anm. 4), S. 33.

6 Vgl. dazu Roger Sablonier: Kyburgische Herrschaftsbildung im 13. Jahrhundert. In: Die Grafen von Kyburg. Kyburger-Tagung 1980 in Winterthur. Olten 1981 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 8), S. 39–52, bes. S. 41f.

7 Thomas Meier und Roger Sablonier: Der Zürcher Münsterhof. Städtische Baugegeschichte und Stadtpolitik im 13. Jahrhundert. In: Der Münsterhof in Zürich. Bericht über die Stadtkernforschungen 1977/78. Olten 1982 (Schweizer Beiträge zur Kulturgeschichte und Archäologie des Mittelalters 9), S. 20–40, hier S. 31.

8 Von Wyß 1849 (Anm. 5), S. 3.

Zu dieser Zeit hatten die Zürcher die Pfalz auf dem Lindenhof längst dem Erdboden gleichgemacht, um jede Erinnerung an diese Symbolstätte der Fremdherrschaft zu tilgen.⁹ Stattdessen stellte man den jetzt noch dominanteren geistlichen Zentren mit dem neuen Rathaus ein Wahrzeichen der erstarkenden Bürgerschaft zur Seite. Hier erledigte der Rat – dessen Mitglieder sich selbstbewusst den *her*-Titel zulegten und das Deutsche zur maßgeblichen Urkundensprache erhoben – seine Geschäfte, und hier war er nicht zuletzt bemüht, seine Kompetenzen kontinuierlich auszuweiten, indem er etwa beharrlich die Privilegien der Fürstin von Zürich, der Fraumünsteräbtissin, nach und nach an sich zog.¹⁰

Die Äbtissin stand aber noch anderweitig unter Druck, denn auch die geistliche Vorherrschaft war zwischen den beiden Stiften umstritten. Und auch hier sollte sich weisen, dass die rivalisierende Grossmünsterpropstei über die gewiefteren Strategen verfügte. Hinzu kam neu die Konkurrenz der Bettelorden: 1230 ließ sich in Zürich, unter Führung des Abtes Hugo Ripelin von Straßburg, eine Gruppe von Predigermönchen nieder,¹¹ deren geistlicher Obhut sich bald darauf die in den frühen Dreißigerjahren gegründeten Dominikanerinnenkonvente zu Oetenbach bei Zürich (ab 1280/85 dann *intra muros* domiziliert) sowie zu Töss nahe Winterthur unterstellten. Noch vor 1240 gründeten die Franziskaner eine Zürcher Niederlassung, und 1265/70 folgten ihrem Vorbild die Augustiner-Eremiten.¹²

Durch die 1230 mitten in ihrer Pfarrei angesiedelten Prediger herausgefordert, setzte die Propstei auf die Karte ihres vornehmen Herkommens.¹³ Auf Grundlage eines (nach heutigem Wissensstand

9 Jürg E. Schneider: Städtegründungen und Stadtentwicklung. In: Geschichte des Kantons Zürich. Bd. I: Frühzeit bis Spätmittelalter. Zürich 1995, S. 241–268, hier S. 244f.

10 Vgl. Meier/Sablonier 1982 (Anm. 7), S. 30f.

11 Zu ihm vgl. Georg Steer: Hugo Ripelin von Straßburg. In: Die deutsche Literatur des Mittelalters. Verfasserlexikon, 2. Aufl. Hrsg. von Kurt Ruh, Burghart Wachinger u. a. 14 Bde. Berlin, New York 1978–2008 [im Folgenden ²VL] 4, 1983, Sp. 252–266, und zu den Zürcher Dominikanern generell Martina Wehrli-Johns: Geschichte des Zürcher Predigerkonvents (1230–1524). Mendikantentum zwischen Kirche, Adel und Stadt. Zürich 1980.

12 Zu den Zürcher Bettelorden vgl. den Sammelband Bettelorden, Bruderschaften und Beginen in Zürich. Hrsg. von Barbara Helbling, Magdalen Bless-Grabher und Ines Buhofer. Zürich 2002.

13 Vgl. Eugen Egloff: Der Ursprung der Zürcher Karlstradition. In: ders.: Der Standort des Monasteriums Ludwigs des Deutschen in Zürich. Kritik der bisher geltenden Auffassung. Zürich o. J. [1949], S. 115–127.

etwas obskuren) Dokuments gelang ihr der Nachweis, dass das Großmünster von Karl dem Großen persönlich gegründet worden sei. Damit war zugleich auch das Fraumünster, Gründung Ludwigs des Deutschen, übertrumpft, dessen ungleich berühmterer Vorgänger Karl überdies 1165 auf Betreiben Friedrich Barbarossas heiligesprochen worden war. 1215 doppelte dessen Enkel Friedrich II. nach, indem er in der Begräbniskirche zu Aachen die kaiserlichen Reliquien in einen neu erstellten Altar überführen und einen Feiertag der *translatio* Karls ausrufen ließ. Die beispiellose Aura des großen und heiligen Vorgängers sollte auch die Kaiserwürde der Staufer umso glanzvoller erstrahlen lassen. Am Großmünster war man gelehrig. Man erbat sich Teile der Aachener Reliquien, die bereits 1233 tatsächlich gewährt wurden; die Pröpste Otto und Heinrich Manesse¹⁴ ließen einen Karlsaltar errichten, der 1259 eingegesenet wurde. Zugleich führte Heinrich Manesse ein für die Pröpste fortan maßgebliches Siegelbild mit dem kaiserlichen Stifter ein. 1259 war zudem das Jahr, in welchem der universalgelehrte Chorherr und Magister Konrad von Mure (ca. 1210–1281) das neu geschaffene Kantoramt antrat und die Großmünsterliturgie neu zu gestalten begann. Und es überrascht wenig, dass der daraus erwachsene *liber ordinarius* von 1260/61 ein prunkvolles *summum festum* zu Ehren Kaiser Karls vorsieht.¹⁵

Einen zweiten Trumpf der Propstei bildete die Stiftsschule, die seit der Jahrhundertmitte ebenfalls eine kräftige Förderung erfuhr, erneut unter Federführung der Herren Manesse und des seit 1244 als Schulleiter amtierenden Konrad von Mure.¹⁶ Auf ihre Initiative wurde z. B. das 1260 erstmals belegte Amt eines besonderen Stifts-

14 Otto Manesse, 1242 Chorherr, seit 1250 Thesaurar, wurde 1258 zum Propst ernannt, welches Amt er aber noch im selben Jahre seinem Bruder Heinrich überließ. Er selbst trat dem Zürcher Predigerkonvent bei, ohne die engen Beziehungen zum Großmünster aufzugeben. Heinrich Manesse nahm daraufhin sogleich eine umfassende Reorganisation des Stifts in Angriff. Beide Brüder starben 1271. Vgl. von Wyß 1849 (Anm. 5), S. 40f.; Martin Gabathuler: Die Kanoniker am Grossmünster und Fraumünster in Zürich. Eine Prosopographie von den Anfängen bis 1316. Bern u. a. 1998, 162f. und 201f.

15 *Liber ordinarius* des Conrad von Mure. Die Gottesdienstordnung am Großmünster in Zürich. Zürich, Zentralbibliothek Ms. C 8b. Hrsg. von Heidi Leuppi. Freiburg 1995 (Spicilegium Friburgense 36), S. 487–494.

16 Zu Konrad vgl. Gabathuler 1998 (Anm. 14), S. 137–139; zu seinem überwiegend für Unterrichtszwecke geschaffenen vielseitigen Werk vgl. Erich Kleinschmidt: Konrad von Mure. In: ²VL 5, 1985, Sp. 236–245.

bibliothekars eingeführt.¹⁷ Zu diesem Zeitpunkt dürfte Rüdiger II. Manesse, der 1252 jedenfalls volljährig war,¹⁸ etwa 25 bis 30 Jahre gezählt haben. Könnte er zuvor, als Schützling seiner einflussreichen „Oheime“, die Lateinschule des Großmünsters durchlaufen haben?

2. Geistliche Spiele (ca. 1260–1280)

Als zeitlich frühestes literarisches Denkmal verdient unser Interesse das berühmte ‚Osterspiel von Muri‘.¹⁹ Während Friedrich Ranke noch das namengebende aargauische Kloster als Schreibort der Spielhandschrift vermutet hatte,²⁰ weiß man heute, dass die zweibändige Vulgata, in deren Einbänden die Fragmente überdauerten, frühestens im 16. Jahrhundert dorthin gelangt ist. Noch 1527 befand sie sich im Besitz von *Iacobus Gef[i]linger alias Erni*, der von 1501–1546 als Kaplan des Zürcher Großmünsters amtierte.²¹ Hinzu kommt die „Ähnlichkeit [sc. der ersten von zwei Schreiberhänden] mit dem Schriftbild der ersten Hand des Zürcher Chorbuchs“ – gemeint ist der erwähnte *liber ordinarius*, dem die Fragmente „zeitlich wie räumlich“ nahestehen –, und auch von der „hochalemannischen Mundart her ist die Niederschrift des Spiels im Raum Zürich durchaus denkbar.“²² Die Vermutung, dass „im Raum Zürich“ das städtische Zentrum selbst wohl am ehesten in Betracht kommt, scheint dabei naheliegend. Endgültig auszuräumen ist im übrigen der zähleibige Irrtum, dass es sich um das früheste Beispiel eines rein volkssprachlichen „Rededramas“ handle. Vielmehr bildeten auch hier die liturgischen Gesänge das tragende Gerüst, welchem die deutschen Dialogpartien – weithin Paraphrasen der Ge-

17 Ulrich Ernst: Geschichte des zürcherischen Schulwesens. Diss. Zürich. Winterthur 1879, S. 12f.

18 Von Wyß 1849 (Anm. 5), S. 4.

19 Aarau, Kantonsbibliothek, neuerdings unter der Signatur MsMurF 31a; vgl. Charlotte Bretscher-Gisiger und Rudolf Gamper: Katalog der mittelalterlichen Klöster Muri und Hermetschwil. Dietikon 2005, S. 109f.

20 Das Osterspiel von Muri nach den alten und neuen Fragmenten. Hrsg. von Friedrich Ranke. Aarau 1944, S. 11.

21 Bretscher-Gisiger/Gamper 2005 (Anm. 19), S. 110; Max Wehrli: ‚Osterspiel von Muri‘. In: ²VL 7, 1989, Sp. 119–124, hier Sp. 120.

22 Karin Schneider: Gotische Schriften in deutscher Sprache. I: Vom späten 12. Jahrhundert bis um 1300. Wiesbaden 1987, Textband S. 183.

sangtexte für das lateinunkundige Publikum – ein- und untergeordnet wurden. Dass lediglich zwei dieser Antiphonen mit ihren Initien markiert erscheinen (vor IV,58: *anime: aduenisti desiderabilis*; vor V,116: *Marie: Quis revolvat*), liegt an der Zweckbestimmung der Schriftrolle.²³ Diese diente dem Spielleiter zur Überwachung der einzuübenden Dialogpartien, während die von einzelnen Darstellern, Darstellergruppen oder allenfalls einem separaten Chor vorzutragenden Gesänge entweder als allbekannt vorausgesetzt werden konnten oder unter die Verantwortung eines anderen – des Kantors? – fielen. Weitere Cationes könnten z. B. vor VI,8 (*Quem queritis, o tremule mulieres*), VI,15 (*Jesum nazarenum crucifixum querimus*) oder VI,23 (*Non est hic, quem queritis*) Verwendung gefunden haben. Und namentlich die im Text nicht berücksichtigte zentrale Szene der Auferstehung dürfte durch eine einschlägige Antiphon gegenwärtig worden sein. Hinter dem unbekannten Autor (und Spielleiter)²⁴ hat man sich nach allgemeiner Ansicht einen Geistlichen vorzustellen, und zwar einen, der nicht nur im angestammten liturgischen Bereich, sondern auch in weltlich-höfischer Dichtkunst auffallend versiert gewesen sein muss. Zahlreiche Anzeichen einer dezidiert höfischen – bzw. spurenweise stadtritterlichen – Vorstellungswelt durchziehen den Text und verleihen ihm sein charakteristisches Gepräge.²⁵ Um es mit der gebotenen Vorsicht zu sagen: Das Zürcher Grossmünster, um 1260 durch Propst Heinrich Manesse einer durchgreifenden Reform unterzogen, hätte samt der von Konrad von Mure geleiteten Stiftsschule geradezu ideale Voraussetzungen für das Experiment einer solchen literarischen Innovation geboten, wobei das Flair für höfische Dichtung schon damals zu den typisch manessischen Familienmerkmalen gezählt haben mag. Neben Heinrichs Bruder Otto wäre für diese Zeit vor allem noch an Hugo I. Manesse zu denken, der 1256–1288 im städtischen Rat ein sass, sowie natürlich an Rüdiger II., der dem Rat von 1264 bis zu seinem Tod 1304 angehörte.²⁶ Hier anzuschließen ist das ‚St. Galler

23 Vgl. Rolf Bergmann: Überlieferung, Interpretation und literaturgeschichtliche Stellung des Osterspiels von Muri. In: Internationales Archiv für Sozialgeschichte der deutschen Literatur 9, 1984, S. 1–26, hier S. 2–6.

24 Mehrere von einer besonderen Schreiberhand eingetragene, offensichtlich wohlüberlegte Textbesserungen scheinen in der Tat vom Autor selbst zu stammen (Ranke 1944 [Anm. 20], S. 8f.). Er könnte mit dem Spielleiter identisch gewesen sein und die Korrekturen im Zuge der ersten „Leseproben“ vorgenommen haben.

25 Vgl. Ranke 1944 (Anm. 20), S. 18f.

26 Die Zürcher Ratslisten 1225 bis 1798. Bearbeitet von Werner Schnyder. Zürich 1962, S. 8–52.

Weihnachtsspiel‘, das sich zwar nur in einer vermutlich dem Bodenseeraum entstammenden Sammelhandschrift des 15. Jahrhunderts erhalten hat, dessen enge Beziehung zum ‚Osterspiel von Muri‘ aber seit je unbestritten ist.²⁷ Die eindeutig für Lesezwecke eingerichtete Kopie basiert wohl auf einer Vorlage, die der Schriftrolle des Osterspiels ähnlich sah. Namentlich waren auch hier die liturgischen Gesänge ganz oder weitestgehend ausgespart geblieben, ohne die aber eine Inszenierung des Weihnachtsspiels kaum denkbar ist. Ebenso wie dort fehlt nämlich im Text ausgerechnet die entscheidende Schlüsselszene, die Geburt Christi, und an weiteren Gesängen können beispielsweise das *Gloria in excelsis* (vor V. 435), das *Salve regina* (vor 752) oder das *Nunc dimittis* (vor 883) angenommen werden. Hinzu kommt – neben einer Reihe wörtlicher Anklänge²⁸ – die gleiche charakteristische Geisteshaltung und Stillage, die eine „bewußte Nachfolge höfisch-ritterlicher Sprachkultur ver-rät“,“²⁹ wie wir sie sonst eben nur aus dem ‚Osterspiel von Muri‘ kennen. Nach Bättschmann dürfte der „Urtext“ bzw. die mutmaßliche Aufführung etwas später als bei jenem, im letzten Drittel des 13. Jahrhunderts, zu datieren sein,³⁰ und als unmittelbares Stilvorbild denkt sie insbesondere an Rudolf von Ems, von dem „der Weihnachtsspieldichter das eine oder andere Werk“ gekannt haben dürfte.³¹

3. Höfische Epik (ca. 1270–1320)

In der Tat kommt Rudolf von Ems im literarischen Leben Zürichs unserer Berichtzeit eine Sonderrolle zu. Dies liegt vor allem an der hier auffallend forcierten Produktion von ‚Weltchronik‘-Handschriften, auf die zurückzukommen sein wird. Einen besonderen Zürcher Bezug könnte aber auch der ‚Barlaam und Josaphat‘ aufweisen, von dem sich das Fragment einer mutmaßlichen Zürcher Abschrift vom Ende des 13. Jahrhunderts erhalten hat.³² Der letzt-

27 St. Gallen, Stiftsbibliothek, Cod. 966; ediert von Emilia Bättschmann. Bern 1977 (Altdeutsche Übungstexte 21).

28 Vgl. Bättschmann 1977 (Anm. 27), S. 89f.

29 Ebd., S. 33.

30 Ebd., S. 15.

31 Ebd., S. 92.

32 Zürich, Zentralbibliothek, C 79c, Bl. 3–4; weiteres Fragment desselben Codex: Schaffhausen, Staatsarchiv, Allerheiligen AA 4/1560–1561.

lich auf der Buddhalegende basierende, natürlich christlich eingefärbte Versroman entstand gegen 1230 im Auftrag des Abtes Wido (Guido) von Kappel am Albis. Da Kappel ganz in Zürichs Nähe liegt, ergaben sich enge wechselseitige Beziehungen von selbst. Erst wenige Jahre zuvor hatten die Zisterzienser in Zürich sogar ein eigenes Haus erstellen lassen, welches König Heinrich (VII.) am 6. Januar 1225 unter seinen besonderen Schutz nahm.³³ Dies machte *nobile Turegum* natürlich auch für Rudolf von Ems zu einem buchstäblich „einladenden“ Ziel, das zu besuchen er hoffentlich nicht versäumt haben wird. Falls diese Spekulation nicht gänzlich in die Irre geht, läge hiermit das weitaus früheste Indiz konkreter Zürcher Kontakte mit höfischer Dichtkunst vor (vgl. dazu aber auch unten, Anm. 84). Festeren Boden gewinnen wir allerdings erst mit den 1270er Jahren, in denen eine nun eindeutig nach Zürich gehörende Bilderhandschrift von Rudolfs Liebes- und Abenteuerroman ‚Wilhelm von Orlens‘ angefertigt wurde.³⁴ Dabei handelt es sich aber wohl nicht um die erste Zürcher Abschrift des Werks: Im ‚Clipearius teutonicorum‘ Konrads von Mure, einer vor 1264 entstandenen³⁵ Beschreibung der Wappen von samt und sonders verifizierbaren Herrschaften, Städten und Dynastien, erscheint nämlich ein einziges Mal eine obskure Größe: *Wilhelmus Orlens* – ganz offensichtlich unser Romanheld!³⁶ Noch bevor die erwähnte Bilderhandschrift entstand, scheint dieser fiktive Wilhelm in Zürich bereits eine stadtbekannte Größe gewesen zu sein. Von einem andern, ebenfalls den 1270er Jahren entstammenden Codex aus Zürcher Produktion haben sich leider nur spärliche Reste erhalten.³⁷ Das daraus erschließbare Buch muss aber von imposanter Erscheinung gewesen sein: ein Großfoliant wie der Codex Manesse, enthaltend die beiden Klassiker höfischer Epik, den ‚Parzival‘ und den ‚Tristan‘, dreispaltig angelegt und mit Filigraninitialen geschmückt, die den Illuminationen des Codex Manesse eng verwandt sind. Relativ neu ist die

33 Vgl. dazu Magdalen Bless-Grabherr: Kappel. In: *Helvetia Sacra* III/3, erster Teil. Bern 1982, S. 246–289, bes. S. 249 (zum Kappeler Haus in Zürich) und S. 269f. (zu Abt Wido/Guido).

34 München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 63. Zur Lokalisierung vgl. Schneider 1987 (Anm. 22), S. 241–243.

35 Das Grafenhaus Kiburg, dessen letzter Repräsentant Hartmann IV. 1264 starb, wird von Konrads Darstellung als noch florierend vorausgesetzt.

36 Vgl. Theodor von Liebenau: Conrad's von Mure Clipearius Teutonicorum. In: *Anzeiger für Schweizerische Geschichte* 11, 1880, S. 229–243, hier S. 233 und 238.

37 Zürich, Zentralbibliothek, Car 182; Zürich, Staatsarchiv, C VI 1 und VI 6 a/b.

Einsicht, dass für den einstigen Doppelband und für den ‚Wilhelm von Orlens‘ ein und derselbe Schreiber verantwortlich war.³⁸ Dem sich hierin abzeichnenden Zürcher Skriptorium dürfte endlich noch ein ‚Parzival‘-Codex des gleichen Entstehungszeitraums zuzuordnen sein;³⁹ vielleicht ist an ein Lehrer-Schüler-Verhältnis der beteiligten zwei Schreiber zu denken. Eine genauere Situierung dieses Skriptoriums – etwa die Anbindung an bestimmte geistliche oder weltliche Institutionen – scheint beim heutigen Wissensstand nicht zu leisten. Vorläufig sind wohl alle denkbaren Möglichkeiten (Stifte, Klöster, Stadtverwaltung, „freischaffende“ Berufsschreiber) gleichwertig offen zu halten. Hingegen eröffnet sich ein rezeptionshistorisch hochinteressanter Einblick dadurch, dass eine ganze Reihe von Illustrationen des ‚Wilhelm‘-Codex von den Miniaturen der Manessischen Handschrift als direkte Vorlagen verwertet wurde.⁴⁰ Wie und wo hatten sie Zugriff auf diese Vorlagen? Die Option, dass schon der Zürcher ‚Wilhelm‘-Codex Cgm 63 von den Herren Manesse in Auftrag gegeben worden war und daher dem Grundstockmaler in deren Privatbibliothek zur bequemen Verfügung stand, scheint mehr als nur erwägenswert. Es ist hier nochmals daran zu erinnern, dass unsere Übersicht zwangsläufig lückenhaft bleibt und mit zahlreichen Verlusten kalkuliert werden muss. So war z. B. in Zürich um 1300 auch der ‚Lanzelet‘ Ulrichs von Zatzikhoven bekannt, wie die Miniatur des Codex Manesse zu Alram von Gresten belegt (f. 311^r), die ein Liebespaar bei der Lektüre dieses Romans zeigt.⁴¹ Dasselbe gilt auch für den ‚Frauendienst‘ Ulrichs von Liechtenstein, da der Miniator den Dichter als Turnierritter im Kostüm der „Frau Venus“ präsentiert (f. 237^r), die Kenntnis von Ulrichs fiktionalem Rollenspiel aber ausschließlich den erzählenden Partien des Romans, nicht hingegen den Liedertexten entnommen werden konnte. Auch entspricht die Reihenfolge der immerhin 58 Lieder exakt derjenigen im Roman. Eine Auswahl weiterer Zürcher Epenfragmente, die alle um 1300 oder zu Beginn des 14. Jahrhunderts

38 Vgl. Schneider 1987 (Anm. 22), S. 242f.

39 Wien, Österreichische Nationalbibliothek, Cod. 2708; vgl. Schneider 1987 (Anm. 22), S. 243f.

40 Erstmals darauf hingewiesen hat Ingo F. Walther: Eine direkte Vorlage der Manessischen Liederhandschrift. In: *Minnesänger*, Bd. V. Hrsg. von Ingeborg Glier und Ingo F. Walther. Aachen 1977, S. 9–16.

41 Hellmut Salowsky: Ein Hinweis auf das Lanzelet-Epos Ulrichs von Zatzikhoven in der Manessischen Liederhandschrift. Zum Bilde Alrams von Gresten. In: *Heidelberger Jahrbücher* 19, 1975, S. 40–52.

aufgezeichnet wurden, sei lediglich noch summarisch erwähnt: ein weiterer ‚Parzival‘-Codex,⁴² ein Bruchstück des ‚Rennewart‘ Ulrichs von Türheim,⁴³ eines von Ulrichs (oder Konrad Flecks?) ‚Cligès‘⁴⁴ sowie eines von Konrads von Würzburg ‚Partonopier und Meliur‘.⁴⁵ In all diesen Fällen mag Zürich als Entstehungsort zwar erwogen werden, ohne dass aber ausreichende Sicherheit zu gewinnen wäre. Bei anderen Quellen ist aufgrund schreibsprachlicher Merkmale anzunehmen, dass sie erst nachträglich nach Zürich importiert wurden, so z. B. ein Fragment von Wolframs ‚Willehalm‘⁴⁶ oder eines mit dem sogenannten ‚Zürcher Barlaam‘.⁴⁷ Wann und auf welchem Weg sie hierher gelangten, bleibt freilich eine ebenso müßige Frage wie jene nach ihrem damaligen materiellen Zustand: Wurden ursprünglich intakte Codices erst in Zürich, möglicherweise zu einem wesentlich späteren Zeitpunkt, in ihre Bestandteile zerlegt, oder hatte es sich vielmehr von vornherein um Einbandfüllsel gehandelt, die dem Literaturbetrieb mithin bereits entzogen waren?

4. Minnesang (ca. 1270–1330)

Wenn hier die Anfänge zürcherischer Minnesangpflege auf „ca. 1270“ datiert werden, dann nur im Sinne einer groben Schätzung und vor allem mit Blick auf die Sammlertätigkeit der Herren Manesse, die ungefähr zu dieser Zeit in systematischer Manier eingesetzt haben mag. Um die von Johannes Hadlaub besungene, im ganzen Reich einmalige *liederbuoch*-Bibliothek zusammenzutragen,⁴⁸ waren jedenfalls nicht nur einige Jahre, sondern eher Jahrzehnte an Recherchen und mancherlei sonstigen Umtrieben vonnöten. Aber

42 Zürich, Zentralbibliothek, Z XIV 13.

43 Zürich, Zentralbibliothek, Z XIV 30,9; weitere Fragmente desselben Codex: Neunkirch, Gemeindearchiv, Urk. I.A.22; Schaffhausen, Stadtbibliothek, Cod. Gen. 107.

44 Zürich, Zentralbibliothek, Z XIV 12; weitere Fragmente desselben Codex: Kalocsa, Kathedralbibliothek, Ms. 312/a; St. Paul im Lavanttal, Stiftsbibliothek, Cod. 27/8.

45 Zürich, Zentralbibliothek, C 184, Nr. XXVI und XXVII.

46 Zürich, Zentralbibliothek, C 79c, Bl. 24–27; spätes 13. Jh.; md./nd. Färbung.

47 Zürich, Zentralbibliothek, C 79c, Bl. 5–6; spätes 13. Jh.; bayrische Färbung.

48 *Wa vunde man sament so manig liet? / man vunde ir niet in dem künigrîche, / als in Zürich an buochen stât.* Die Schweizer Minnesänger. Nach der Ausgabe von Karl Bartsch neu bearbeitet und hrsg. von Max Schiendorfer. Tübingen 1990 [im Folgenden: SMS], 8.I.1–3, S. 325.

auch die Anfänge von Hadlaubs eigener Laufbahn als Minnesänger könnten durchaus noch in die 1270er Jahre zurückreichen, und vielleicht waren die beiden Projekte ja sogar in irgendeiner Weise miteinander verflochten. Für einen eigentlichen „Zürcher Sängerkreis“ im späten 13. Jahrhundert, wie ihn Herta E. Renk zu rekonstruieren versuchte, fehlt indes jeder brauchbare Hinweis,⁴⁹ zumal alle weiteren Sänger, die sicher mit Zürich in Verbindung standen, erst unter den um 1310 erfolgten Nachträgen der Liedersammlung auftauchen.⁵⁰

Gemäß heute üblicher Ansicht wurde der Codex Manesse – Universitätsbibliothek Heidelberg, Cpg 848 – in Zürich um 1300 nach Vorlage der von Hadlaub erwähnten *liederbuoch* durch einen Hauptschreiber A_s und seinen Schüler B_s⁵¹ ins Reine geschrieben und anschließend durch den „Grundstockmeister“ und dessen Gehilfen bebildert.⁵² Vorangegangen waren die minutiöse Sichtung, Bewertung, redaktionelle Bearbeitung und Anordnung der Materialien im Auftrag von Rüdiger Manesse und seinem Sohn, dem Großmünstercustos Johannes.⁵³ Anscheinend war dafür hauptsächlich ein

49 Herta E. Renk: Der Manessekreis, seine Dichter und die Manessische Handschrift. Stuttgart u. a. 1974 (Studien zur Poetik und Geschichte der Literatur 33); vgl. dagegen Max Schiendorfer: Ein regionalpolitisches Zeugnis bei Johannes Hadlaub (SMS 2). Überlegungen zur historischen Realität des sogenannten „Manessekreises“. In: Zeitschrift für deutsche Philologie 112, 1993, S. 37–65.

50 Vgl. Max Schiendorfer: Jakob von Warte. In: Katalog 1991 (Anm. 4), S. 88–96; ders.: Meister Heinrich Teschler, ebd., S. 98–106; sowie ders.: Teschler, Heinrich. In: ²VL 9, 1996, Sp. 712–714; Claudia Brinker: Eberhard von Sax. In: Katalog 1991 (Anm. 4), S. 118–129; Max Schiendorfer: Heinrich Rost, Kirchherr von Sarnen, Zürcher Abteischreiber und Minnesänger. Eine kunstgeschichtliche und historisch-biographische Spurenlese. In: *Sô wold ich in fröiden singen*. Festgabe für Anthonius H. Touber. Amsterdamer Beiträge zur älteren Germanistik 43–44, 1995, S. 409–432, sowie: Rost, Kirchherr zu Sarnen (Heinrich der Rost). In: ²VL 8, 1992, Sp. 249–251. – Mit Kraft von Toggenburg, von Büwenburg und von Tröstberg hat Herta E. Renk dem „Zürcher Kreis“ auch drei Sänger des Handschriftengrundstocks zugewiesen, dies aber aufgrund eindeutig falscher historischer Identifizierungen. Vgl. Schiendorfer 1993 (Anm. 49), S. 40f.; zu Tröstberg vgl. auch ders.: Der von Trostberg. In: ²VL 9, 1996, Sp. 1076f., zu (Ulrich) von Büwenburg/Baumburg vgl. ders.: Ulrich von Baumburg. Ebd., Sp. 1247–1250.

51 Zu den Schreiberhänden vgl. zuletzt Karin Schneider: Gotische Schriften in deutscher Sprache. II: Die oberdeutschen Handschriften von 1300 bis 1350. Wiesbaden 2009, Textband S. 59–62.

52 Weil sie dabei den Zürcher ‚Wilhelm‘-Codex Cgm 63 als Motivlieferanten benutzen, werden die Maler wohl hier vor Ort gearbeitet haben. Andererseits konnten kunstgeschichtliche Studien unter den zeitgenössischen Zürcher (Wand-)Malereien keine stichhaltigen Stilanalogien zum Grundstockmeister nachweisen (dies im Unterschied zu den drei Nachtragmalern), weshalb wohl anzunehmen ist, dieser sei für das Projekt eigens nach Zürich berufen worden.

53 SMS 8.I.5f.: *der Manesse rank darnâch endeliche / des er diu liederbuoch nu hât*;

dritter und letzter beteiligter Schreiber, M_s, verantwortlich, der neben dem Hadlaub-Korpus auch die über den Miniaturen rubrizierten Sängernamen ausgeführt hat. Nicht nur legte er hiermit die aus den Quellen eklektisch ermittelten Namenformen fest,⁵⁴ sondern auch die Anordnung der Autorkorpora sowie der einzelnen Handschriftenlagen.⁵⁵ Und er war es auch, der den von Hadlaub erwähnten Namen Rüdiger Manesses durch einen roten Zierstrich markierte (f. 372^r), wie er im ganzen Codex sonst nirgends mehr vorkommt. In anderen zeitgleichen Zürcher Quellen begegnen solche Hervorhebungen dagegen häufig: In den sogenannten Richtebriefen (städtischen Gesetzessammlungen) von 1301/04⁵⁶ und 1304⁵⁷ wird damit konsequent der Stadt *Zürich* und ihrem *Rat* besondere Reverenz erwiesen. Wie man heute weiß, rührt die ältere Fassung des Richtebriefs vom besagten Manesseschreiber M_s her, dessen Aufgabe bei beiden Projekten durchaus vergleichbar war.⁵⁸ Hier wie dort war er mit einer Sammlung kürzerer Einzelstücke – Lieder bzw. Gesetzestexte – konfrontiert, die in eine möglichst methodische Gesamtordnung gebracht werden sollten: hier eine ständisch-hierarchisch orientierte Abfolge der Sängerkorpora, dort eine praktisch-systematische Gliederung nach unterschiedlichen Bereichen der Jurisdiktion. Im Falle des Richtebriefs war damit aber erst die vorletzte Bearbeitungsstufe erreicht. Die Reinschrift von der Hand des namentlich bekannten Schreibers Niklaus Mangolt fügte 1304 nochmals eine wichtige Novität hinzu.⁵⁹ Am Ende der einzelnen

8.II.1: *Sin sun, der kuster, treibz ouch dar*. Zum Custos Johannes vgl. Gabathuler 1998 (Anm. 14), S. 188f.

54 Ein instruktives Beispiel dazu bietet Ulrich von Singenberg: Die erste von M_s ausgewertete Quelle (A = Heidelberg, Universitätsbibliothek, Cpg 357) führte den Sänger unter dem Signum *Der Truhs[e]ze von S. Gallen*, die zweite (B = Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB XIII 1) hingegen unter *Der Truhsaze von Singenberg*, was der Redaktor folgerichtig zu *Von Singenberg. Truchseze ze sant Gallen* kombinierte.

55 Vgl. Hellmut Salowsky: Der Anteil des Schreibers Ms am ‚Codex Manesse‘. In: Ruperto-Carola 41, 1989, S. 61–66.

56 Zürich, Zentralbibliothek, C 179 (vorläufige Arbeitsfassung).

57 Zürich, Staatsarchiv, B III 1 (definitive Reinschrift).

58 Vgl. Rudolf Gamper: Der Zürcher Richtebrief von 1301/1304. Eine Abschrift im Auftrag von Rüdiger Manesse. In: Zentralbibliothek Zürich. Alte und neue Schätze. Hrsg. von Alfred Cattani, Michael Kotrba und Agnes Rutz. Zürich 1993, S. 18–21 und 147–151.

59 Vgl. Stadt und Territorialstaat Zürich. Zürcher Richtebrief. Bearbeitet von Dieter Bitterli. Basel 2011 (Die Stadtrechte von Zürich und Winterthur, Reihe 1, Bd. 1); Ulrich-Dieter Oppitz: ‚Zürcher Richtebrief‘. In: ²VL 10, 1999, Sp. 1607f.

Richtebrief-„Bücher“ wurde freier Raum für spätere Ergänzungen ausgespart, genau wie bei den Autorkorpora des Codex Manesse. All dies macht es höchst wahrscheinlich, dass Rüdiger Manesse – zu dieser Zeit bereits jahrzehntelang großer *spiritus rector* zürcherischer Lokalpolitik – auch treibende Kraft hinter der Richtebrief-Revision war. Dass der Schreiber M_s hauptamtlich in städtischen Diensten stand und das Minnesangprojekt eher nebenher betreute, scheint dabei ebenso denkbar wie umgekehrt, dass Rüdiger Manesse einen persönlichen „Privatsekretär“ gelegentlich in Ratsangelegenheiten zum Einsatz brachte.⁶⁰ Und in beiden Fällen besteht die durchaus reelle Möglichkeit, dass sich hinter dem ominösen Scriptor M_s der Minnesänger Johannes Hadlaub verbergen könnte, dessen sporadische Liedvorträge die Lebenskosten seiner Familie – und die Kosten des 1302 erworbenen Wohnhauses⁶¹ – jedenfalls bei weitem nicht gedeckt haben können. Ebenso nachhaltig müssen sich privatpersönliches und öffentlich-politisches Engagement bei Rüdiger Manesse selber durchdrungen haben. In einer von ihm veranlassten Kopie des ‚Schwabenspiegels‘ wird er im Schreiberkolophon als einer gepriesen, der sich durch seine Verdienste um die Rechtssprechung höchste Ehre erworben habe:⁶²

*Diß bûch hæret einem herren an, der vnrecht ze rechte kan bringen [...].
Ich wil in hie sa zehant, den ere gernden, tûn erkant, e daz ich sin ver-
gesse. Her Rûdiger der Manesse, von Zûrich ein ritter, ist er genant.*

Die ‚Schwabenspiegel‘-Abschrift zählte also explizit zu Rüdigers Privatbesitz, doch steht sie natürlich nicht für eine zweckfreie Liebhaberei in freien Stunden. Vielmehr bezeugt sie seinen zielstrebigsten juristischen Bildungshunger, den er gewiss fruchtbar in den Rats-

60 Rüdiger Manesse „stellte sein Haus, den Manessehof, den Freiherren von Tengen, von Regensburg, von Wädenswil und den Grafen von Habsburg-Laufenburg zur Verfügung, um Urkunden auszustellen. Ob er [...] einen eigenen Schreiber angestellt hatte, läßt sich nicht nachweisen, ist jedoch anzunehmen“ (Martin Lassner und Claudia Brinker: Pfaffen, Ritter, Bürger. In: Katalog 1991 [Anm. 4], S. 33). – Der andere vom Rat beauftragte Schreiber, Niklaus Mangolt, hatte wiederum vor 1304 ein (verlorenes) Chorbuch, einen *Liber cum conductis*, für das Großmünster angefertigt! Vgl. Gamper 1993 (Anm. 58), S. 148, Anm. 3.

61 Vgl. Max Schiendorfer: Johannes Hadlaub. Dokumente zur Wirkungsgeschichte. Göppingen 1990 (Göppinger Arbeiten zur Germanistik 487), Nr. 3, S. 4 und 27.

62 München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 5335, f. 182. Es handelt sich nicht um das verlorene Original des 13., sondern um eine Teilkopie des frühen 17. Jahrhunderts; vgl. dazu Georg von Wyß: Rüdiger Manesse, der Ältere, ein Rechtskundiger. In: Anzeiger für Schweizerische Geschichte 1, 1870, S. 21–23 und 49–53 (das Zitat S. 22f.).

sitzungen umzusetzen wusste – was wiederum seiner persönlichen *ere* zugute kam. Ganz ähnlich definiert ja auch Hadlaub die Triebfeder des manessischen Sammeleifers (SMS 8.II.5–8):

wer wiste si des anevanges? der hât ir êren wol gidächt. daz tet ir sin, der richtet si nâch êren; daz ist ouch in erborn wol an.

Grundlage sei der angeborene *sin* der Manessen, ihre günstige genetische Veranlagung; aber erst die tätige Inkraftsetzung dieser Anlage generiert auch tatsächlich *ere* und legitimiert damit den erworbenen Sonderstatus. In der manessischen Bibliothek werden alle möglichen Schriften politischer, diplomatischer, juristischer, theologischer und eben auch sogenannt schöngeistiger Literatur beisammen gestanden haben, und jede davon ist letztlich Teil desselben ganzheitlichen – *ere gernden* – Konzepts. Wer sich nach dem Tod Johannes und Rüdiger Manesses (19. 6. 1297 bzw. 5. 9. 1304) um das weitere Schicksal der Liedersammlung kümmerte und die bis ca. 1330 vorgenommenen Nachtragsarbeiten betreute, ist nicht bekannt. Zunächst wäre wohl an Rüdiger IV. zu denken, der seinen Vater als einziger Sohn überlebte, freilich seinerseits schon 1309 starb. Ihm könnte wiederum sein Sohn, Rüdiger V., gefolgt sein, der um 1305 Großmünster-Chorherr war, später jedoch den Geistlichenstand wieder verließ und sein Leben als honorabler Ratsherr und Ritter am 23. 3. 1331 beschloss. Wohl spätestens ab diesem Zeitpunkt blieb die Arbeit an der Liedersammlung endgültig ruhen.⁶³

Eine ungefähr gleichzeitige Schwesterhandschrift des Codex Manesse ist durch das ‚Naglersche Fragment‘ bezeugt.⁶⁴ Sowohl die Texte (Krafts von Toggenburg) als auch die Miniatur (zu Heinrich von Stretelingen) zeigen engste Verwandtschaftsbezüge, die am ehesten auf eine gemeinsame Vorstufe zurückgehen.⁶⁵ Namentlich

63 Die Handschrift verblieb aber bis auf weiteres in Zürich, wo gegen Mitte des 15. Jahrhunderts zwei Strophen des Spruchdichters Gast unmittelbar daraus kopiert wurden (Zürich, Zentralbibliothek, C 31, f. 229^v). Vgl. dazu Gisela Kornrumpf: Gast. In: ²VL 2, 1980, Sp. 1102–1104.

64 Krakau, Biblioteka Jagiellońska, unter der früheren Berliner Signatur mgo 125; vgl. Schneider 2009 (Anm. 51), S. 64f.

65 So auch Schneider 2009 (Anm. 51), S. 65, oder Gisela Kornrumpf: Die Anfänge der Manessischen Liederhandschrift. In: Deutsche Handschriften 1100–1400. Oxford Kolloquium 1985. Hrsg. von Volker Honemann und Nigel F. Palmer. Tübingen 1988, S. 279–296, hier S. 291; Wiederabdruck in: Gisela Kornrumpf: Vom Codex Manesse zur Kolmarer Liederhandschrift. Aspekte der Überlieferung, Formtraditionen, Texte. I. Untersuchungen. Tübingen 2008, S. 1–31, hier S. 15. Dies in Ablehnung der anderslautenden Ansicht bei Lothar Voetz: Überlieferungsformen mittelhochdeutscher Lyrik. In: Codex Manesse. Katalog zur Ausstellung

lässt sich so am plausibelsten erklären, weshalb die Zeichnung beider Miniaturen praktisch deckungsgleich, die Farbgebung samt Wappentinktur hingegen völlig unterschiedlich ausgefallen sind: Das Autorbild der gemeinsamen Vorlage war offenbar unkoloriert geblieben, ebenso wie ja beispielsweise die Miniaturen des ‚Budapester Fragments‘.⁶⁶ Vom sprachlichen Befund her muss das ‚Naglersche Fragment‘ mindestens in der Region Zürich entstanden sein, wobei allerdings das Schriftbild nicht der für die Stadt typischsten Schreibtradition entspricht.⁶⁷ Vielleicht könnte stattdessen an Rapperswil (am oberen Zürichsee) gedacht werden, mit welchem Grafenhaus zum einen die Zürcher nachweislich regen Austausch pflegten und zum andern sowohl die Toggenburger als auch die Stretelinger verschwägert waren. Hinter der verlorenen gemeinsamen Vorlage – genauer: hinter der in Zürich davon abgenommenen Kopie – könnte man sich geradezu eines der von Hadlaub erwähnten *liederbuoch* vorstellen. Hingegen war eine vermutlich in Westschwaben entstandene ‚Schwabenspiegel‘-Abschrift von ca. 1300 mit dem annähernd gleichaltrigen Eintrag einiger Liedstrophen⁶⁸ offenbar nicht mehr ins Blickfeld der manessischen Redaktoren geraten. Das Blattfüßsel enthält nämlich mehrere Strophen und sogar einen Autornamen (Der von Kolmas), die in der auf Vollständigkeit angelegten großen Sammlung fehlen. Dies lässt vermuten, dass der ‚Schwabenspiegel‘ erst nach Einstellung der Nachtragsarbeiten in Zürich eingetroffen war. Gleiches dürfte auch für die ‚Zürcher Liebesbriefe‘ aus dem frühen 14. Jahrhundert gelten, die sprachlich nach dem nördlichen Schwaben oder Elsass deuten und vielleicht einem fahrenden Berufsschreiber als Musterbüchlein dienten.⁶⁹

Zuguterletzt sei noch ein minnethematisches Gedicht erwähnt, das zwar in keiner Zürcher Quelle überliefert ist, hingegen dort entstanden sein könnte: die ‚Minnelehre‘ Johans von Konstanz. Jedenfalls begegnet Johann, dessen Bruder Heinrich 1281–1308 als Propst der Augustinerchorherren auf dem Zürichberg firmiert, sei-

vom 12. Juni bis 4. September 1988. Hrsg. von Elmar Mittler und Wilfried Werner. Heidelberg 1988, S. 224–274, hier S. 249f.

66 Budapest, Nationalbibliothek, Cod. Germ. 92.

67 Schneider 2009 (Anm. 51), S. 64f.

68 Zürich, Zentralbibliothek, Z XI 302; vgl. Schneider 2009 (Anm. 51), S. 72f.

69 Zürich, Zentralbibliothek, RP 3; vgl. *Mine sinne di sint minne*. Zürcher Liebesbriefe aus der Zeit des Minnesangs. Wissenschaftlich bearbeitet, übersetzt und kommentiert von M. Schiendorfer. Zollikon 1988; dazu Walter Blank: ‚Zürcher Liebesbriefe‘. In: *VL* 10, 1999, Sp. 1604f.

nerseits in Zürcher Urkunden zwischen 1281 und 1312, u. a. zusammen mit den Herren Manesse.⁷⁰ Die älteste Quelle seines Werks ist die mit dem Codex Manesse verwandte, aus Konstanz stammende ‚Weingartner Liederhandschrift‘.⁷¹ Und so scheint es der Überlegung wert, ob nicht vielleicht er jene Mittlerrolle zwischen den beiden Schwestercodices gespielt haben könnte, die früher gerne Bischof Heinrich von Klingenberg zugeschrieben wurde.⁷²

5. ‚Weltchronik‘- und ‚Karl‘-Handschriften (ca. 1300–1340/50)

In enger Nachbarschaft zum Codex Manesse entstand annähernd gleichzeitig auch die St. Galler Prachthandschrift mit der Weltchronik Rudolfs von Ems und dem Karlsepos des Strickers.⁷³ Die erste Schreiberhand, die der gleichen Stadtzürcher Schreibtradition angehört wie jene des manessischen Hauptschreibers A₃, findet sich auch in einem Basler Codex mit der ‚Martina‘ Hugos von Langenstein und der ‚Mainauer Naturlehre‘, wo der Scriptor sich *von sant Gallen Cūnrat* nennt.⁷⁴ Die von Karin Schneider ursprünglich propagierte Identifizierung mit einem gleichnamigen Chorherrn des Zürcher Fraumünsters⁷⁵ ließ sich allerdings nicht halten, zumal ein namhafter Vertreter der Abtei schwerlich daran interessiert sein konnte, den von der konkurrierenden Propstei derart hochgespielten Karlskult zusätzlich zu untermauern. Als weiteres Gegenargument ist neuerdings die Entdeckung einer ebenfalls von der Hand

70 Vgl. Ingeborg Glier: Johann von Konstanz. In: ²VL 4, 1983, Sp. 660–662.

71 Stuttgart, Württembergische Landesbibliothek, HB XIII 1.

72 Neuere kunsthistorische Untersuchungen datieren die Weingartner Handschrift in die späten 1320er Jahre. Mithin kann der bereits 1306 verstorbene Klingenberg mit jenem Konstanzer Sammelprojekt wohl nicht einmal mehr mittelbar in Verbindung gebracht werden. Vgl. Renate Kroos: Die Miniaturen. In: Die Weingartner Liederhandschrift. Kommentar der Faksimileausgabe. Stuttgart 1969, S. 162; Lieselotte E. Saurma-Jeltsch: Das stilistische Umfeld der Miniaturen. In: Mittler/Werner 1988 (Anm. 65), S. 342.

73 St. Gallen, Kantonsbibliothek (Vadiana), Cod. 302.

74 Basel, Universitätsbibliothek, B VIII 27; vgl. Karin Schneider: Codicologischer und paläographischer Aspekt des Ms 302 Vad. In: Rudolf von Ems: Weltchronik – Der Stricker: Karl der Grosse. Vollständige Faksimile-Ausgabe der Handschrift 302 der Kantonsbibliothek Vadiana St. Gallen. Kommentarband. Luzern 1987, S. 19–42, hier S. 22.

75 Schneider 1987 (Anm. 74), S. 39–42; Gabathuler 1998 (Anm. 14), S. 139f.

Konrads von St. Gallen herrührenden Weltchronik-Bilderhandschrift hinzugetreten.⁷⁶ Und ein nochmals anderes, bald nach 1300 entstandenes illustriertes Exemplar ist zumindest der von Konrad angeführten Schreibwerkstatt zuzuweisen.⁷⁷ „Alle diese neu aufgefundenen Schriftzeugnisse geben Anlaß zu der Vermutung, in Konrad von St. Gallen eher einen Berufskopisten zu sehen, der u. a. in einem Skriptorium, das einer Malerwerkstatt zuarbeitete, ein und denselben Text auf Bestellung gewerbsmäßig mehrmals abschrieb.“⁷⁸ Dazu fügt sich passend das „typische[] Lohnschreiberkolophon in der Basler Handschrift zu Ende der Naturlehre 304^{rb}: *Finis adest operis, mercedem pasco (sic) laboris*“.⁷⁹ Der Grammatikfehler – *pasco* statt *posco* – lässt in der Tat einen des Lateins nur beschränkt mächtigen, hingegen kalligraphisch versierten Laien vermuten. Aus dem zweiten Viertel des 14. Jahrhunderts stammt ein weiterer ‚Weltchronik‘-/‚Karl‘-Bildercodex, dessen „Schreibsprache sehr gut mit der des Konrad von St. Gallen“ übereinstimmt und der „am ehesten in den Raum Zürich lokalisierbar“ ist,⁸⁰ zumal mit ihm eine nochmals „jüngere, ebenfalls reich illuminierte Handschrift der Weltchronik des Rudolf von Ems“ von 1340/50 gut verglichen werden kann.⁸¹ In letzterem Falle ist der Schreiber wieder namentlich bekannt: Magister Johannes (Pontifex), seines Zeichens Kaplan des Großmünsters, für welches er 1346 ein lateinisches Statutenbuch anlegte.⁸² Dieses jüngste Zeugnis der Zürcher ‚Weltchronik‘-Produktion ist leider nur unvollständig erhalten; angesichts des manifesten Bezugs zum Großmünster darf aber vermutet werden, der Chronik sei hier ebenso wie im St. Galler und im Berliner Codex ursprünglich noch Strickers ‚Karl‘ gefolgt.⁸³ Dass sich das Groß-

76 Heute in Schweizer Privatbesitz: 2 bebilderte Pergamentblätter des frühen 14. Jahrhunderts; vgl. Schneider 2009 (Anm. 51), S. 62.

77 Frankfurt/M., Stadt- und Universitätsbibliothek, Mgo 13; München, Bayerische Staatsbibliothek, Cgm 5249/22c. Der Schreiber war auch am Vadianus Ms 302 mitbeteiligt.

78 Schneider 2009 (Anm. 51), S. 63.

79 Schneider, ebd., S. 63, Anm. 253.

80 Berlin, Staatsbibliothek Preußischer Kulturbesitz, Mgf 623; vgl. Schneider, ebd., S. 145.

81 Zürich, Zentralbibliothek, Rh 15; vgl. Schneider, ebd., S. 145.

82 Zürich, Zentralbibliothek, C 10a; vgl. Die Statutenbücher der Propstei St. Felix und Regula (Großmünster) zu Zürich. Hrsg. von Dietrich W. H. Schwarz. Zürich 1952.

83 Übrigens könnten durchaus noch weitere Fragmente aus Zürcher Provenienz stammen, so etwa jene, die sich heute auf die Standorte Innsbruck, Berlin, Karls-

münster zwischen 1300 und 1350 als Zentrum einer fast serienmäßigen Produktion von Bildercodices der beiden Werke profiliert hat, zeichnet sich somit recht eindrücklich ab, und die dahinterstehende „literarische Interessenbildung“ ist natürlich mit Händen zu greifen.⁸⁴ Ferner besteht kein erkennbarer Grund zu bezweifeln, dass die verantwortlichen Skriptoren in Zürich selbst tätig waren.⁸⁵ Im Gegensatz dazu werden die Miniaturen, insbesondere was den Codex Vadianus betrifft, eher in der Region Oberrhein/Breisgau verortet.⁸⁶ Stilistische Übereinstimmungen sind nicht von der Hand zu weisen, und in der Tat stammt der dritte Schreiber des Vadianus (identisch mit jenem der in Anm. 77 genannten Fragmente) vermutlich aus der besagten Region. Aus diesem Grunde nehmen Raeber und Bräm an, die Handschrift sei in unfertigem Zustand zur Bebilderung einem Freiburger Atelier übersandt worden, wo dann auch der am Ende des ‚Karl‘ noch fehlende Text ergänzt worden sei (S. 65). Dabei sollte freilich die umgekehrte Möglichkeit zumindest mitbedacht werden: An welchem Ort der besagte Schreiber „den Stricker des Ms 302 Vad. zu Ende schrieb, lässt sich [...] nicht aus-

ruhe und Stams verteilen und sich ein und derselben (ursprünglich offenbar ebenfalls bebilderten) Handschrift zuordnen lassen; Karin Schneider (Anm. 51), S. 65, weist sie vorsichtig in den „Raum Basel-Zürich-St. Gallen“. Vgl. dazu Christa Bertelsmeier-Kierst: Die ehemalige Stamser Handschrift der Weltchronik Rudolfs von Ems. In: *Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur* 122, 1993, S. 271–284. In Betracht kämen ferner noch zwei Bruchstücke der Zentralbibliothek Zürich: C 184 XXVIII/XXIX sowie vor allem das aus der ehemaligen Großmünsterbibliothek hervorgegangene Fragment Car. C 183 (vgl. unten, Anm. 90). Die Möglichkeit, dass es sich auch in diesen Fällen um ‚Weltchronik/Karl‘-Bilderhandschriften gehandelt hat, ist durchaus gegeben.

- 84 Dazu passen würde auch die von manchen Forschern vertretene These, das Karlepos des Strickers sei im Zusammenhang der erwähnten Überführung von Karlsreliquien ans Zürcher Grossmünster (1233) geschaffen oder mindestens neu überarbeitet worden; vgl. Karl-Ernst Geith: Der Stricker. In: *2VL* 9, 1996, Sp. 417–423, hier Sp. 422.
- 85 Nigel F. Palmer und Hans-Jochen Schiewer (Literarische Topographie des deutschsprachigen Südwestens im 14. Jahrhundert. In: *Zeitschrift für deutsche Philologie* 122, 2003, Sonderheft, S. 178–202, hier S. 195, 201) gehen davon aus, dass Konrad von St. Gallen neben den genannten Weltchroniken auch den Basler ‚Martina‘-Codex (vgl. Anm. 74) in Zürich geschrieben hat. Dies scheint umso glaubhafter, als der Verfasser der Legende, Hugo von Langenstein, spätestens seit 1284 mit Rüdiger Manesse persönlich bekannt war; vgl. Georg Steer: Hugo von Langenstein. In: *2VL* 4, 1983, Sp. 234f.
- 86 Judith Raeber und Andreas Bräm: Das Zisterzienserbrevier P4.4^o in der Zentralbibliothek Luzern. Eine Bilderhandschrift aus der Freiburger Werkstatt der Weltchronik des Rudolf von Ems, Vad. 302. In: *Zeitschrift für schweizerische Archäologie und Kunstgeschichte* 54, 1997, S. 59–68.

machen. Es ist ebenso gut denkbar, daß er in Zürich seinen eingeübten Schreibstil beibehielt, als daß sich der Codex in diesem Stadium zur Fertigstellung bereits an einem anderen Ort befand.⁸⁷ Die hier einem Schreiber zugetraute Mobilität – die oben ja bereits einmal bezüglich des manessischen Grundstockmeisters angesprochen wurde (Anm. 52) – darf natürlich andererseits für die Miniaturen nicht kurzerhand ausgeschlossen werden.⁸⁸ Wenn offenbar das Großmünster eine systematische Bilderhandschriften-Produktion über einen längeren Zeitraum hin in Gang hielt, könnte es sehr wohl zum interessanten Anziehungspunkt für auswärtige Künstler geworden sein. Um die Mitte des 14. Jahrhunderts kam diese rege Handschriftenproduktion allem Anschein nach zum Erliegen, der Karlskult, dem sie sich nicht zuletzt verdankt hatte, dagegen keineswegs. Davon zeugen noch im 15. Jahrhundert eine am Südturm des Großmünsters angebrachte überlebensgroße Statue des thronenden Kaisers sowie das sogenannte ‚Zürcher Buch vom hl. Karl‘,⁸⁹ bei dem bereits die Handschriftensignatur die Provenienz aus der ehemaligen Großmünsterbibliothek signalisiert.⁹⁰ Ja, dieser Kult zählte sogar zu den raren altehrwürdigen Traditionen, die selbst die Reformationszeit – zumindest außerhalb der Liturgie – unbehelligt überstanden.

87 Schneider 1987 (Anm. 74), S. 39.

88 Es scheint mir generell ein methodisch überdenkenswürdiger Ansatz, wenn Kunsthistoriker sich die Ausbreitung stilgeschichtlicher Entwicklungen offenbar immer nur linear und quasi stufenlos fortschreitend vorstellen können. Weshalb sollen Maler, im Gegensatz zu anderen Handwerksgesellen, nicht auch einmal auf Wanderschaft gezogen sein? Zudem basieren Raeber/Bräms Schlussfolgerungen auf teilweise falschen Prämissen, wenn sie etwa den Zürcher ‚Wilhelm‘ Cgm 63 nach Straßburg lokalisieren; vgl. Raeber/Bräm 1997 (Anm. 86), S. 65.

89 Zürich, Zentralbibliothek, Car. C 28; vgl. Deutsche Volksbücher aus einer Zürcher Handschrift des fünfzehnten Jahrhunderts. Hrsg. von Albert Bachmann und Samuel Singer. Stuttgart, Tübingen 1889 (Bibliothek des Litterarischen Vereins in Stuttgart 185), S. 1–114; dazu Karl-Ernst Geith: ‚Zürcher Buch vom heiligen Karl‘. In: ²VL 10, 1999, Sp. 1597–1600.

90 Der erste Signaturenbestandteil Car. verweist auf das „Carolinum“, wie die Stiftsschule in einer weiteren Reverenz an Karl den Großen spätestens seit dem 17. Jahrhundert genannt wurde.

6. Geistliches Schrifttum (ca. 1260–1350)

In engem Bezug zur oben (S. 653f.) erwähnten Schreibstube der 1270er Jahre, aus der im Vorfeld des Codex Manesse drei weltliche Epenhandschriften hervorgegangen sind, scheint eine zweite, über mehrere Generationen betriebene Zürcher Buchwerkstätte gestanden zu haben. Anhand stilvergleichender Analysen von Fleuronnée- und Deckfarben-Illuminationen gelang Cordula M. Kessler und Christine Sauer der Nachweis einer Gruppe von 19 „mehrheitlich dominikanischen Handschriften der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts bzw. des ersten Viertels des 14. Jahrhunderts aus Zürich“.⁹¹ Mitten unter den heute auf zehn verschiedene Bibliotheken verstreuten Codices überwiegend liturgischen Inhalts (beispielsweise fünf Psalter-, zwei Graduale-, eine Missale-, zwei Brevier- sowie eine zweibändige Antiphonarhandschrift) reihen die Autorinnen auch einen Band mit der Chronik Ottos von Freising sowie – den Codex Manesse ein!⁹² Zwar kann die dahinter stehende Schreibstube mit höchster Evidenz am Zürcher Predigerkloster verortet werden, doch „übertrugen die Dominikaner die Herstellung der benötigten Schriften professionellen Schreibern.“⁹³ Und auch bei den „Floratoren und Buchmalern hat es sich bestimmt um Laien gehandelt, denn sie nahmen nicht nur Aufträge der Dominikaner und Dominikanerinnen entgegen, sondern eben auch von den zur Bildungselite Zürichs zählenden Bestellern des Codex Manesse, vom Deutschherrenorden [...], eventuell von den Zisterziensern in Wettingen [...] oder von den Chorherren des Grossmünsters“.⁹⁴ Verhältnisse also, wie wir sie vor allem am Beispiel des ‚Weltchronik‘-Spezialisten Konrad von St. Gallen, ähnlich aber auch bei Niklaus Mangolt und dem manessischen Schreiber M₅ schon beobachten konnten. Unter den Zürcher Predigern anzutreffen ist außerdem – jedenfalls in den Jahren um 1309 – der Dominikanermönch Eberhard von Sax, von dem im Codex Manesse ein künstlerisch anspruchsvoller, an Konrad von Würzburg geschulter Marienpreis höfischen Zuschnitts erhalten ist.⁹⁵

91 Zur Buchmalerei im Umfeld des Zürcher Dominikanerklosters. In: Helbling u. a. 2002 (Anm. 12), S. 133–150, hier S. 133.

92 Kessler/Sauer 2002 (Anm. 91), S. 148; eine tabellarische Übersicht über die „Zürcher Gruppe“ vgl. S. 149.

93 Ebd., S. 136.

94 Ebd., S. 138.

95 Vgl. zu ihm Brinker 1991 (Anm. 50).

Ebenfalls in Beziehung zum Predigerkloster steht sodann das sogenannte ‚Marquard Biberli-Legendar‘, insofern der dort „1320 als *lesmeister* und 1325 als Dominikanerprior“ bezeugte Biberli die der Handschrift zugrunde liegende Vorlage „überlesen“ und approbiert hatte.⁹⁶ Deren Bestimmungskonvent dürfte Oetenbach gewesen sein, doch ist der Codex entgegen früherer Ansicht⁹⁷ sicherlich dort entstanden. Wie Karin Schneider nachweisen konnte, stammt nämlich ein Band mit Seuses ‚Horologium sapientiae‘ vom selben, demnach lateinkundigen Scriptor, den man wohl eher am Predigerkloster zu vermuten hat.⁹⁸ Da überdies die Abschrift des 1331/34 entstandenen ‚Horologium‘ frühestens um die Mitte der Dreißigerjahre angesetzt werden kann, wird diese Datierung auch für das ‚Biberli-Legendar‘ am ehesten zutreffen.⁹⁹

Den Oetenbacher Dominikanerinnen zubestimmt war ferner eine Handschrift von Seuses um 1328/30 verfasstem ‚Büchlein der ewigen Weisheit‘, die wohl Mitte des 14. Jahrhunderts entstand.¹⁰⁰ Ob sie – mithin noch vor Seuses Endredaktion des ‚Exemplars‘ – im Prediger-Skriptorium oder in Oetenbach selbst niedergeschrieben wurde, ist bislang so wenig sicher geklärt wie bei einem ‚Ezechiel‘-Fragment, welches der sogenannten ‚Wien-Zürcher Bibel‘ zuzurechnen ist.¹⁰¹ Die von Wallach-Faller (fälschlich) ebenfalls der gleichen Bibelübersetzung – und dem Zürcher Frauenkloster St. Verena – zugeschlagenen Codices C 19 und C 55 der Zentralbibliothek Zürich scheinen dagegen von der zisterziensischen Leseordnung be-

96 Solothurn, Zentralbibliothek, Cod. S 451, f. 1^v–216^v; vgl. Konrad Kunze: Biberli(n), Marquard. In: ²VL 1, 1978, Sp. 842f.; Karl-Ernst Geith: Marchwart Biberli und das Solothurner Legendar Cod. S 451. In: Zeitschrift für deutsches Altertum und deutsche Literatur 111, 1982, S. 9–21. Ein Vorgänger Marquard Biberlis, der urkundlich leider nicht fassbar ist, war *hainrich von schaffhausen der arter der lesenmaister zu zurich*; vgl. Hans-Jochen Schiewer: Die beiden Sankt Johannsen, ein dominikanischer Johannes-Libellus und das literarische Leben im Bodensee-raum um 1300. In: Oxford German Studies 22, 1993, S. 21–54, hier S. 33.

97 Marianne Wallach-Faller: Ein alemannischer Psalter aus dem 14. Jahrhundert. Freiburg/Schweiz 1981 (Spicilegium Friburgense 27), S. 94.

98 München, Bayerische Staatsbibliothek, Clm 28242; vgl. Schneider 2009 (Anm. 51), S. 147.

99 Schneider 2009 (Anm. 51), S. 147. Die früher übliche Datierung „vor 1325“ vgl. etwa bei Kunze 1978 (Anm. 96), Sp. 842.

100 Zürich, Zentralbibliothek, C 172; vgl. Wolfram Schneider-Lastin: Zürich, Oetenbach. Literaturproduktion und Bibliothek. In: Helvetia sacra IV/5: Die Dominikanerinnen und Dominikaner in der Schweiz. Basel 1999, S. 1018–1036, hier S. 1032.

101 Zürich, Zentralbibliothek, Fragmentensammlung I.12; zur ‚Wien-Zürcher Bibel‘ vgl. Heimo Reinitzer: ‚Wien-Zürcher Bibel‘. In: ²VL 10, 1999, Sp. 1053–1056.

einflusst zu sein, so dass „davon auszugehen [ist], dass beide Handschriften in einem Zisterzienserkloster für Zisterzienser geschrieben wurden.“¹⁰² Davon wäre dann wohl auch das Fragment eines Lektionars betroffen, dessen Schriftbild und Illuminationstechnik sich immerhin gut in die zürchertypischen Traditionen einfügen würden.¹⁰³ Allerdings kann Kottmann, der an der Lokalisierung der Codices in den Zürcher Raum grundsätzlich ebenfalls festhält, keinen bestimmten Herkunfts- oder Zielkonvent namhaft machen.¹⁰⁴

Zweifelsfrei in Oetenbach geschrieben sind hingegen die autographen ‚Offenbarungen‘ Elsbeths von Oye, und dies jedenfalls vor ihrem um 1340 anzunehmenden Tod.¹⁰⁵ Hier amtierte von 1317–1336 Gräfin Cäcilia von Homberg, die Schwester des Reichspflegers über die Waldstätten und Minnesängers Wernher von Homberg, als offenbar ebenso energische wie erfolgreiche Priorin.¹⁰⁶ Und hier zeichnet sich gerade in diesem Zeitraum zumindest silhouettenhaft eine Phase reger (schrift-)kultureller Betriebsamkeit ab. „Die erste Hälfte des 14. Jhs. kann als eigentliche Blütezeit des Oetenbacher Konvents angesehen werden, in der eigene Werke produziert, Handschriften für den eigenen und fremden Gebrauch im Skriptorium geschrieben und illuminiert wurden.“¹⁰⁷ Zu den Eigenproduktionen ist namentlich noch das ‚Oetenbacher Schwesternbuch‘ zu rechnen, an dessen Entstehung Elsbeth von Oye ebenfalls mitbeteiligt war. Da die Vitensammlung aber nur in einer durch den Ordenschronisten Johannes Meyer um die Mitte des 15. Jahrhunderts überarbeiteten und erweiterten Fassung erhalten blieb, „ist offen, welche Teile des überlieferten Schwesternbuchs dem Grundbestand des 14. Jhs. zuzurechnen sind, welche davon tatsächlich von den

102 Wallach-Faller 1981 (Anm. 97), S. 81, 85; Carsten Kottmann: *Das buch der ewangelii und epistel*. Untersuchungen zur Überlieferung und Gebrauchsfunktion südwestdeutscher Perikopenhandschriften. Münster u. a. 2009 (Studien und Texte zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit 14), S. 208.

103 Zürich, Zentralbibliothek, C 79c, f. 11^r–14^v.

104 Kottmann 2009 (Anm. 102), S. 210; die Zisterzienserinnen von Zürich-Selnau möchte er eher ausschließen.

105 Zu Elsbeth vgl. vor allem mehrere Publikationen von Wolfram Schneider-Lastin, darunter zuletzt die kommentierte Ausgabe: *Leben und Offenbarungen der Elsbeth von Oye*. Textkritische Edition der Vita aus dem ‚Oetenbacher Schwesternbuch‘. In: *Kulturtopographie des deutschsprachigen Südwestens im späteren Mittelalter*. Studien und Texte. Hrsg. von Barbara Fleith und René Wetzels. Berlin, New York 2009, S. 395–467.

106 Vgl. zu ihr Schneider-Lastin 1999 (Anm. 100), S. 1039–1043.

107 Schneider-Lastin 1999 (Anm. 100), S. 1033.

Frauen verfasst wurden, wie viele Personen an seiner Entstehung beteiligt waren und in welcher Form Meyer das Buch vorgefunden hat.“¹⁰⁸

✱

Rückblickend kann man in Kürze bilanzieren, dass sich bei aller Lückenhaftigkeit unserer Übersicht doch gewisse Schwerpunkte des mittelalterlichen „Schreibortes Zürich“ herausgeschält haben. Vermutlich am Großmünsterstift entsprangen schon im 3. Viertel des 13. Jahrhunderts geistliche Spiele und seit etwa 1300 dann vor allem kostbar ausgestattete Bilderhandschriften einem durch die stadtinterne Konkurrenzlage besonders angestachelten Repräsentationsdrang. Mit dieser Aufgabe wurden offenbar – ebenso wie am Predigerkloster zur Ausfertigung überwiegend geistlicher Handschriften – vornehmlich laikale Berufsschreiber betraut. Daneben waren die z. T. identischen Schreiber gleichzeitig in Projekte des städtischen Rats, der Propstei und der manessischen Privatmäzene involviert. Zürich um 1300: ein kleinstädtischer Filz, in dem jeder jeden kannte und alles fast unentwirrbar miteinander vernetzt war.

108 Ebd., S. 1030.